

5 Die ›mazedonische Front‹ als literarischer Topos

Kriegsbejahende und nationalistische Romane stehen in den 1930er Jahren bereits in einer gewissen Tradition: 1920 hat Ernst Jünger sein erstes Buch *In Stahlgewittern* publiziert, mit dem er »den Krieg total mythisiert« (Schütz 1977: 62) und das in der Folge zum Vorbild für zahlreiche Romane der »kriegsverherrlichende[n] Literatur des soldatischen Nationalismus« (Schütz 1977: 61) wird. Bestimmend für Jüngers Werk sind die »Versuche der absoluten Stilisierung, einmal des Krieges selbst zum mythischen Geschehen, dann der Soldaten, selbstredend vor allem der Offiziere, zu Kriegern in der Haltung kühner Gelassenheit und höchst verfeinerter Genussfähigkeit« (Schütz 1977: 63) und die »Glorifizierung der Materialschlacht« (Schütz 1977: 65). Der ›Krieger‹ wird dabei wie wenige Jahrzehnte früher der ›Künstler‹ »als Kontroversbild des Bürgers illusioniert« (Schütz 1977: 64).

Ende der 1920er Jahre gibt es dann einen regelrechten Boom dieser Art von Kriegsliteratur. Als Reaktion auf Remarques *Im Westen nichts Neues* erscheinen zahlreiche Werke, die »das Kriegserlebnis dezidiert als Verpflichtung auf ein nationalistisches Engagement« (Vollmer 2003: 4) benennen und den Kampf an den Fronten des Ersten Weltkriegs in einen »Kampf um gesellschaftliche Sinnstiftung« (Vollmer 2003: 4) überführen. Die Niederlage bei Kriegsende wird thematisiert, ihr werden aber »die Werte Ehre, Kampfeslust und Opferbereitschaft« entgegengestellt und darin die Niederlage »als Keim des Aufbruchs eines neuen Deutschland gewertet« (Vollmer 2003: 4) – die »soldatischen Autoren rufen den Krieg zurück, der noch nicht verloren ist« und schaffen »eine heroisierende Projektion der kameradschaftlichen Vergangenheit in eine durch Kameradschaft zu erringende, wahrfache Zukunft« (Schütz 1986: 205). All diese Romane wirken mit am »glorifizierten Mythos vom unbesiegten und unbesiegbaren, pflichtbewussten, opferbereiten und selbstlosen deutschen Frontsoldaten« (Gollbach 1978: 270), der in den Krisenzeiten der späten Weimarer Republik, in denen die kollektive Erinnerung zu einer Verklärung des Krieges neigt, offensichtlich einen Nerv trifft: Die Auflagenzahlen erreichen enorme Höhen.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, deren gesamte Ideologie auf der »Bejahung von ›Kampf‹ und ›Opfer‹« (Prümm 1976: 138) beruhte, konnte diese Kriegsliteratur als »Orientierungspunkt politischer Zielvorstellungen« (Prümm

1976: 138) völlig reibungslos in die offizielle Literaturpolitik integriert werden und nahm, nun staatlich gefördert, noch größere Ausmaße an. Quantitativ lag sie laut Karl Prümm sogar noch vor Bereichen wie »Blut und Boden« und »Heimat und Volk« (Prümm 1976: 139).

Von den in ›Mazedonien‹ spielenden Kriegsnarrationen, die in den folgenden Unterkapiteln untersucht werden, gehört der überwiegende Teil zu dieser Art von Literatur. Durch ihre Verortung in einem – mal mehr, mal weniger pejorativ – exotisierten Raum, dessen Bevölkerung als kulturell inferior und dessen Landschaft als lebensfeindlich imaginiert wird, werden zum einen die oben genannten Funktionen verstärkt. Zugleich erfüllen sie aber noch eine weitere relevante Aufgabe: Sie verbreiten imperialistische Zuschreibungen und erheben einen aus Geschichts- oder aktuellen Kämpfen hergeleiteten Anspruch auf das Land, womit sie den deutschen Einmarsch und die Besatzung ›Mazedoniens‹ ideologisch rechtfertigen. Allerdings gilt auch in diesen Romanen, dass der imaginierte Raum ›Mazedonien‹ letztlich ein diffuser Raum ist, ein Raum, der – selbst in Bewegung – zugleich durch die Bewegung der vorrückenden, im Grabenkampf stockenden oder auf dem Rückzug befindlichen deutschen Soldaten erst definiert wird.¹ Und es ist ein Schweltenraum – gerade noch an der ›Peripherie Europas‹ oder schon darüber hinaus –, die Soldaten selbst befinden sich dort ebenfalls in einem Zustand der Liminalität. Aus dem zivilen Leben vertraute Konventionen und Gegebenheiten gelten in zweifacher Hinsicht nicht mehr, zum einen aufgrund des Krieges und zum anderen aufgrund der als fremd empfundenen Umgebung an der ›Balkanfront‹, die die Soldaten verändert und – so bei Wehner (1936) – manchmal fast an den Rand des Wahnsinns treibt. Aus dem Zustand der Liminalität heraus treten sie sowohl bei Wehner als auch bei Ehrke (1938) erst, als sie den Balkan wieder verlassen, bei Wehner nach Verdun, bei Ehrke bei Kriegsende nach Deutschland, um den Kampf um das ›neue Deutschland‹ in den Freikorps aufzunehmen. Ein Teil von ihnen scheint indes, insbesondere bei Ehrke, in der Liminalität zu verharren: Die Gefallenen, die als ›Totenheer‹ mit den Lebenden zusammen in die Schlacht ziehen.

Die pejorisierende Darstellung des Landes und seiner Bevölkerung im Sinne orientalistischer und balkanistischer Zuschreibungen prägt freilich nicht nur diese Texte, sondern auch die dezidiert kriegskritischen Erzählungen Ehm Welks von der ›Mazedonienfront‹. Wie wirkmächtig und langlebig sie sind, zeigt sich zudem an Erinnerungswerken deutscher Soldaten, die zu Beginn des 21. Jahrhunderts in internationalen NATO- und EU-Operationen in der Republik Mazedonien eingesetzt waren. Es wird deutlich, dass Mazedonien – wenn auch unter anderen Prämissen – weiterhin in Diskursen der Überlegenheit und Abgrenzung imaginiert wird, die

¹ Zum Raum als »Produkt diskursiver und körperlicher Praktiken, durch die der Raum strukturiert, organisiert und performativ hergestellt wird«, vgl. Strohmaier 2008: 29-33.

deutlich an die nationalistischen Frontromane nach dem Ersten Weltkrieg (und die »Berichte vom Kriegsschauplatz«) anschließen.

5.1 Ideologische Zuschreibungen

In seinem 1936 in der Deutschen Hausbücherei veröffentlichten Roman *Stadt und Festung Belgerad* erzählt Josef Magnus Wehner vom Vormarsch des deutschen Heeres durch Serbien und der anschließenden Etappe in Mazedonien und rekurriert dabei auf eigene Kriegserlebnisse auf dem Balkan im Jahr 1915 als Soldat im Bayrischen Infanterieregiment (vgl. Baird 2008: 66, 75). Dennoch wählt der Autor den Modus der Nullfokalisierung, er berichtet – auch wenn er in einzelnen Passagen, allerdings aus unterschiedlichen Perspektiven, eher intern fokalisiert – im Allgemeinen »aus der ›Übersicht‹ einer am Geschehen nicht unmittelbar beteiligten narrativen Instanz« (Martinez und Scheffel 2003: 65), was trotz allen Pathos den Eindruck einer größeren Distanz zum Handlungsgeschehen vermittelt. Der Roman hängt eng mit Wehnern bereits 1930 erschienenem Erfolgsroman *Sieben vor Verdun* zusammen, den er ausdrücklich als Antwort auf Remarques *Im Westen nichts Neues* konzipiert hatte (vgl. Baird 2008: 69); die Hauptprotagonisten in Wehnern beiden Romanen sind zum Großteil dieselben, und *Stadt und Festung Belgerad* endet mit der Verlegung der Truppen aus der mazedonischen Etappe an die Westfront, nach Verdun.

Bereits in der Schilderung des Vormarsches durch Serbien setzt Wehner deutliche Akzente. So wird das deutsche Heer mythisch überhöht und in die direkte Nachfolge von Goten und Kreuzrittern und der habsburgischen Armee der Türkenfeldzüge gestellt, womit die Okkupation Serbiens gerechtfertigt und durch die vermeintliche Vergangenheit der Deutschen als ›Kulturbringer‹ auf dem Balkan begründet wird, »als deutsche Siedler von Westen herzogen und die Völker des Südostens Sprache und Gesetz, Würde und Gestalt vom Reiche empfingen« (Wehner 1936: 40). Aus der christlich verbrämten, nationalistisch-mythischen Reichsidee Wehnern – die auch in anderen seiner Werke eine bestimmende Rolle spielt – lässt sich somit ein deutscher Anspruch auf Herrschaft herleiten, wie es der Gefreite Eduard Lang, einer der Protagonisten des Romans, auch mit expliziter Kritik an Frankreich und seinen afrikanischen Hilfstruppen deutlich macht:

»Und wenn er an Barbarossa dachte und Heinrich den Löwen, die eben dieses Weges gegangen waren in das Heilige Land, und er dachte weiter an die Feinde Deutschlands, die längst das Erbgut Europas an die schwärzesten Völker verraten hatten, da fühlte er tief, wie im Reiche allein noch die ewige Ordnung der Welt aufbewahrt sei. Und wie sehr auch der Boden schwankte, über den jetzt allenthalben die Füße der kriegerischen Millionen gingen, so schwor er sich doch im rein

aufsteigenden Morgen, das Erbe Europas zu hüten, auch in der kleinsten Tat, und überall ein ritterlicher Kämpfer und ein Christ zu sein.« (Wehner 1936: 31-32)

Um die Tradition, in der er die Truppen verortet, ausdrücklich zu unterstreichen, lässt Wehner ein Geisterheer auftreten, das in einem Sturm Seite an Seite mit den deutschen Soldaten vorrückt. Diese hören marschierende Schritte und Waffengeklirr neben sich und später Gesang, in den sie einstimmen und der ihnen Kraft verleiht. Als sich der Sturm verzieht, ist allerdings niemand zu sehen. Die Illustration dieser Szene, ein Holzschnitt auf Seite 31, lässt indes keinen Zweifel: Über den Kolonnen der pickelhaubenbewehrten Soldaten zieht in den Wolken eine Armee aus Fußsoldaten mit runenverzierten Schilden und Kreuzrittern hoch zu Ross in den Kampf. Damit nimmt Wehner ein Motiv auf, das als Totenkult im Weltkriegsgedenken seine Wurzeln bereits in der Weimarer Republik hatte, wie Ulrike Brunotte gezeigt hat, doch erst im Nationalsozialismus das öffentliche Leben zunehmend dominierte:

»Der Gedanke, dass nichts lebendiger sei als diese Toten und dass ihre ›Taten‹ mit der allzeit zum Kampf bereiten neuen Jugend fortgesetzt werden müssten, dieser Gedanke war spätestens im Nationalsozialismus allgemein geworden. [...] Nicht allein im berühmten *Horst-Wessel-Lied* marschieren bekanntlich die toten Kameraden mit. Überall wollte man in Kult, Monument und Rede den ›Geist der Front‹ und die ›Totenheere‹ lebendig erhalten.« (Brunotte 2004: 127; vgl. auch Friedländer 1984: 40-41)

Mit der Überhöhung der Deutschen geht eine Heroisierung und gleichzeitige – wenn auch im Vergleich noch verhaltene – Abwertung der einheimischen Bevölkerung bereits in Serbien einher. So sind die Serben der »tapferste Gegner, den sie [die Deutschen] je vor den Gewehrläufen gehabt haben« (Wehner 1936: 79), immer wieder werden ihr Mut und ihre Aufopferungsbereitschaft – selbst von Alten, Frauen und Kindern – hervorgehoben. Ihr überaus verlustreicher Rückzug durch die albanischen Berge ins Exil auf Korfu nach der Niederlage wird ausführlich und durchaus empathisch geschildert, so dass der serbische Literaturwissenschaftler Zoran Konstantinović Wehner bescheinigt, »besonderes Einfühlungsvermögen in das Empfinden der Serben [...] mit seinem Kriegstagebuch ›Stadt und Festung Belgrad‹ [...] bewiesen« zu haben (Konstantinović 2005: 453). Dennoch sind die Deutschen taktisch und kriegstechnisch eindeutig überlegen, und nicht nur das: Sie sind es auch moralisch. Die Serben sind zwar tapfer, aber sie sind auch heimtückisch, kümmern sich wenig um international übliche Gepflogenheiten der Kriegsführung – so hissen sie weiße Fahnen und schießen dann doch aus dem Hinterhalt auf die arglosen Deutschen, vergiften Brunnen etc.

Mazedonien spielt abgesehen von einer Reminiszenz an die gleichnamige biblische Region, »wo Paulus predigte« (Wehner 1936: 29), erst gegen Ende des Romans

in den Kapiteln »Die Mädchen in Mazedonien«, »Die Tochter des Todes« und »Das griechische Mädchen« eine bestimmende Rolle. Auch seine Darstellung ist durchaus heterogen, eine Melange aus Heroisierung, Exotisierung und Pejorisierung mit sowohl balkanistischen als auch orientalistischen Motiven. Bereits die Topographie des Dorfes, in dem erstmalig die Figur eines »Mazedonier[s]« (Wehner 1936: 143) auftritt, evoziert eine Atmosphäre von Wildheit und Gewalt. Zugleich verweist das strömende Wasser, das als kaum zu bändigen geschildert wird und mit seinem Rauschen und Donnern dafür sorgt, dass die Soldaten die Anordnungen des Offiziers kaum mehr verstehen, auf weibliche Sexualität,² die in der folgenden Episode tatsächlich die Disziplin auf eine Probe stellt:

»Sie sahen die Risse eines wilden Bergnestes mit kleinen, würfeligen Hütten. Von der Höhe der umliegenden Bergketten, die sich hier trafen, stürzten zwei, drei Gießbäche auf einmal gegen die Häuser herab. Die Luft rauschte und donnerte weithin, und sie sahen gegen den halbhellen Nachthimmel die Wasser durch die Luft schießen, in rohe Steintröge prallen, um dann gesammelt und pfeilschnell in die viereckigen Mühlen zu gleiten, die wie zackige Gewächse in die Steilhänge der Gebirgsmulde gepreßt waren. Das ganze Dorf zitterte von dem Druck und Braus der Bäche, sie verstanden den Oberleutnant kaum, als er zwischen brennenden Fackeln die letzten Befehle gab.« (Wehner 1936: 142)

Die Hauptprotagonisten des Romans finden Quartier in einem der Häuser. Dessen weitere Beschreibung steht in merkwürdigem Gegensatz zu den »kleinen, würfeligen Hütten«, kommen die Soldaten doch in einen »Raum, der ihnen gewaltig groß und still dünkte« (Wehner 1936: 141), eine »scheunenartige Halle« (Wehner 1936: 142). Die darauf folgende Beschreibung rekurriert auf einen Aspekt des zeitgenössischen Mazedonien-Diskurses, welcher der Heroisierung und zugleich auch zusätzlichen Mythisierung dient: das den Mazedoniern zugeschriebene germanische Erbe (vgl. insbesondere Kapitel 6.1). Vor diesem Hintergrund lässt der »Mazedonier« Assoziationen von »altnordischem« Germanentum zu und fungiert als Marker eines von archaischem Heroismus und Mythos geprägten weiteren Handlungsverlaufs: »Sie sahen in der Höhe, vom Flammenschein eben noch angeglüht, das hohe, rußglänzende, gebogene und geschnitzte Gebälk und glaubten in der Hausung eines altnordischen Häuptlings zu sein. Und da erhob er sich schon, der Herr, ein sehniger Mazedonier. Ohne Eile löste er sich vom Feuer, vor dem er, die Hände auf den Knien, gehockt hatte.« (Wehner 1936: 143)

Dramaturgisch wird damit der Rahmen für die folgende Episode gesetzt, in der eine Gruppe junger Frauen im Haus auftaucht; wie sich herausstellt, wohl Kla-

² Auf den symbolischen Zusammenhang von Wasser und weiblicher Sexualität hat Klaus Theweleit in seiner Untersuchung über die Freikorps-Literatur der 1920er Jahre hingewiesen. Vgl. Theweleit 1977: 346–362.

geweiber. Ihre Anführerin, eine geradezu überirdisch wirkende Gestalt von heroischer Schönheit, wird »Tochter des Todes« (Wehner 1936: 245) genannt.³ Zwischen ihr und einem der deutschen Hauptprotagonisten namens Kolb, der ebenfalls als ein seinen Kameraden überlegener Charakter geschildert wird, entspinnt sich eine keusche und doch leidenschaftliche Liebesgeschichte (vgl. Wehner 1936: 176–179).⁴ Bezeichnenderweise findet sie ihre Erfüllung auf einem von Toten bedeckten nächtlichen Schlachtfeld nach der Schlacht (vgl. Wehner 1936: 245–248): nazistischer »Todeskitsch« und »Pseudospiritualität, die diesen Kitsch umhüllt« (Friedländer 1984: 41) in Reinform.

Dass die Mazedonier als »kriegerisches Volk« – trotz ihrer nicht zu leugnenden Fremdheit – für Wehner grundsätzlich positiv konnotiert sind, wird auch im weiteren Verlauf der Handlung deutlich: »Darauf bauten sie einen Monat lang Straßen in Mazedonien, sahen seltsame Hochzeiten mit türkischen Paukenschlägern und Klarinetten, fühlten sich aber wohl bei diesem kriegerischen Volke, dessen Hofmauern mit Schießscharten versehen sind. Sie begruben eine Mutter, deren Sohn ein Opfer der Blutrache geworden war.« (Wehner 1936: 230) Doch schon die Erwähnung der Blutrache weist darauf hin: Letztlich sind sie in ihrem Archaismus den Deutschen moralisch unterlegen. Dies wird auch schon in der einführenden Episode mit dem »Mazedonier« deutlich. Der verlangt von den »Germanski« – das seien »doch tapfere Krieger, und sie würden ihm den Gefallen tun« (Wehner 1936: 157) – nichts Geringeres, als dass sie seiner alten, bettlägerigen Mutter die »Gurgel abschneiden« (Wehner 1936: 143), da sie ihm zur Last falle. Die Deutschen sind diesem aus ihrer Sicht unmenschlichen Ansinnen gegenüber aber »taub und frostig« (Wehner 1936: 161). Trotz aller Heroisierung gibt es also bei Wehner ein deutliches kulturelles Gefälle zwischen den deutschen Protagonisten und der einheimischen Bevölkerung, wenn auch die Abwertung, wie in den folgenden Kapiteln deutlich werden soll, im Vergleich zu anderen Autoren recht zurückhaltend ausfällt.

Dies zeigt sich auch an der letzten Station der Soldaten in Mazedonien, bevor sie an die französische Front nach Verdun verlegt werden, der Stadt Veles. Sie wird – allerdings unter abundantem Gebrauch orientalistischer Metaphorik – durchaus positiv, ja sogar idyllisch geschildert: »Möven und Dohlen wandelten auf

3 Zur Verbindung von *Weiblichkeit und Tod in der Literatur* vgl. Berger und Stephan 1987.

4 Unter den deutschen Soldaten insgesamt sorgt die Erscheinung der jungen Frauen für Unruhe.

Das sexuelle Begehr, das deutlich durchscheint, wird allerdings gebändigt. Nur ein Soldat versucht, die Frauen heimlich durch das Fenster zu beobachten, rutscht dabei ab und findet in einem Brunnenschacht – wieder das Element Wasser! – den Tod (Wehner 1936: 161). Zwei andere, ein Wachtposten und ein Angehöriger eines anderen Zuges, prügeln sich. Ursache ist der »weiche, schwarze Leib einer Frau [...] am Rande der Steine, die den wilden Mühlbach einfaßten« (Wehner 1936: 159), die flieht, als in die Prügelei eingegriffen wird. Ob sie zu den Frauen im Haus gehört, bleibt unklar.

Dächern der holzgeschnitzten Türkenhäuser, hinter deren Scheiben, vor Teppichwänden, Türken in grüner Seide saßen und rauchten« (Wehner 1936: 231), während die Deutschen in den »engen Gassen lustwandelten, in denen schöne Mädchen ihre heißen Blicke nach den wohlgebauten Germantzi verschlossen« (Wehner 1936: 232). Es herrscht eine erotisch aufgeheizte Atmosphäre, verstärkt noch durch das Klima: »Das Tal kochte vor Hitze, die Rücken der Berge flimmerten, die Luft war so heiß und hell, daß das Kloster auf der Höhe mit all seinen blühenden Bäumen unsichtbar war.« (Wehner 1936: 233) So nimmt es nicht wunder, dass im Mittelpunkt der Handlung eine Liebesbeziehung steht, die, anders als die Beziehung Kolbs zur »Tochter des Todes«, einen lebensbejahenden und sexuell erfüllenden Verlauf nimmt: die Beziehung des Soldaten Werner zur jungen »Griechin« Eleni, deren »edel geschnittenes Gesicht [...] alten Vasenbildern« gleicht. (Wehner 1936: 231-232) Werner verliebt sich sofort, als er Eleni zum ersten Mal nur flüchtig am Fenster erblickt, und als er ihr später »mittlen im erstaunten Gewühle der rosenduftenden Mädchen« (Wehner 1936: 323) auf der Straße begegnet, beginnt durch Vermittlung eines Kameraden ihre Beziehung. Die Liebenden treffen sich heimlich in einer Art Laube inmitten einer Buchsbaumhecke, vor der – ganz im Geiste der pastoralen Idylle – ein alter Mann, der für Eleni Wache hält, auf der Schalmei spielt. Der klassisch gebildete Werner schwelgt dort einerseits in Visionen des antiken Griechenlands,⁵ entdeckt aber auch in der Musik seine Verbundenheit mit den Menschen in diesem aus seiner Perspektive fernen Land:

»Unaufhörlich blies der unsichtbare Spieler die Flöte. Es waren uralte Tonarten, Werner kannte sie und wußte, ihre Folgen seien wie Vogelschwärme zu den Völkern Europas gekommen, aus dem tiefen Asien her, aus Phrygien und Lydien und den heißen Ländern, deren Namen wie summende Goldteppiche klangen. Sie hatte sich gemischt, diese Musik, auf ihrem Fluge über das blaue Meer nach Griechenland, türkische Triller rasten an den Enden ihrer Flügel, und wenn sie zuweilen ernst und tiefgründig einherschritt, drang durch ihr Gewebe das schwarzäugige Mosaik der Kirchengesänge von Byzanz. Oft aber glich sie dem einfachen Liede des Hirten, und auf einmal rührte ihn eine Weise an, wie er sie selber gesungen hatte, wenn er fern, fern im Norden, in Deutschland das Vieh den abendlichen Berg hinab heimwärts trieb, die Sonne, die sinkende Sonne im Auge ...« (Wehner 1936: 236)

Verbundenheit – wenn auch weniger mythisch grundiert – äußert sich auch darin, dass Werner die Schritte des Reigentanzes kennt, den Eleni zur Musik des Wächters beginnt. Er hat sie »als Student im Balkanbund zu Jena« (Wehner 1936: 237) gelernt, was ihm nun zum Vorteil gereicht: »Elenis Entzücken steigerte sich, als sie sah, wie der Deutsche die Tänze ihrer Heimat tanzt« (Wehner 1936: 237).

⁵ Zu Wehnern Mythisierung des antiken Griechenlands vgl. Meid 2012: 177-188.

Doch letztlich bleibt Werners und Elenis Liebe nur eine kurze Episode, die keine Zukunft hat, gehören beide doch zu unterschiedlichen Sphären an: »Sie fragte ihn, ob er ihr schreiben würde, er verneinte, das dürfe er nicht, er sei Soldat und ihr Vaterland ...« (Wehner 1936: 241) Als sie einander zum letzten Mal sehen, nimmt Eleni an einem orthodoxen Beerdigungszug teil, ein Kind wird begraben. Bei Werners Anblick »warf sie die Arme rückwärts, als wolle sie aus dem Zuge stürzen«, während Werner, »um sie nicht zu verraten«, starr an ihr vorbeischaut und schließlich nur noch ein Mittel weiß: »Er schlug schallend die Hacken zusammen und riß heftig das Gewehr an die Hüfte wie es einem guten Soldaten geziemt, wenn ein Schicksal an ihm vorüberzieht, das er nicht ändern kann.« (Wehner 1936: 252)

Insgesamt zeigt sich, dass die ›orientalische‹ Atmosphäre in Veles den deutschen Soldaten nicht gut tut. Der von Wehner konstruierte Gegensatz zwischen soldatisch-maskuliner Härte und orientalisch-schläfriger Sinnlichkeit droht aufgeweicht zu werden; die Deutschen fühlen sich in einen Zustand versetzt, der ihnen fremd ist und Verwirrung hervorruft.

»Es war Vollmondzeit und kurz vor Frühlingsanfang. Das helle Mondlicht, von einer fremdartigen Dichte und Körperhaftigkeit, verzauberte die Seelen. Es war wie Tausendundeine Nacht [...] Nie noch hatten die Krieger so viel getrunken wie in diesen sehnsgütigen Nächten; denn Sehnsucht war ihnen fremd, und dieser Zustand, ein kühles und süßes Fieber, forderte ihren männlichen Widerstand heraus.« (Wehner 1936: 249-250)

Es ist erst die Verlegung aus der Etappe hin zum »flammenden Blutberg, auf dem sie nun geopfert werden sollten: Verdun« (Wehner 1936: 260), welche die Soldaten vor einer »Art blumigen Wahnsinns« (Wehner 1936: 249) rettet. Als der deutsche Kaiser an der französischen Front eine Truppenparade abnimmt, sind sie wieder ganz bei sich selbst: »Vor ihrem Hurra wogten die Berge, vor ihrem Gewehrgriff erschrak lächelnd der Kaiser. Sie wußten, dass es in den Tod gehe, und sie scherzten darüber.« (Wehner 1936: 261)

Besucht man die Stadt Bitola im Süden der Republik Mazedonien, lässt sich noch heute ganz in der Nähe auf einem Hügel thronend eine burgartige Anlage erkennen: der deutsche Soldatenfriedhof, der 1936 als ›Totenburg‹ für die an der ›Balkanfront‹ Gefallenen des Ersten Weltkriegs errichtet wurde.⁶ Derselbe Bau

⁶ In eine ähnliche ›Totenburg‹ wurde bereits 1932 der Soldatenfriedhof von Langemarck in Flandern umgestaltet, nachdem sich der Mythos um die ›Gefallenen von Langemarck‹ zu einem zunehmend aggressiven Totenkult entwickelt hatte. Bei der Einweihung der ›Totenburg‹ hielt Joseph Magnus Wehner eine Rede, in der er »Glaube um Glaube und Ehre um Ehre und Treue um Treue bis in den Tod« in der Gemeinschaft der Lebenden und Toten beschwor (vgl. Brunotte 2004: 127). Die ›Totenburg‹ in Bitola wird heute als Kriegsgräberstätte vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. gepflegt. Jährlich findet seit 2006 ein gemeinsames Gedenken von Deutscher und Französischer Botschaft auf den Soldatenfriedhöfen in Bitola und Prilep statt.

droht vor düsterer Bergkulisse vom Umschlag des Romans *Makedonka – ein Buch der Balkanfront* von Hans Ehrke, der 1938 im Verlag Karl Westermann erschien und in vielfacher Hinsicht eine Antwort auf Wehnners *Stadt und Festung Belgrad* zu sein scheint; eine Antwort, mit der sich Ehrke deutlich von Wehner abgrenzt. Dies wird schon anhand der gewählten Erzählperspektive deutlich. Im Gegensatz zur Nullfokalisierung Wehnners, die das Erleben unterschiedlichster Protagonisten – auch der Kriegsgegner der Deutschen – unmittelbar werden lässt, wählt Ehrke die interne Fokalisierung. Zwar wird in der dritten Person erzählt, aber doch ausschließlich aus der Perspektive des Kriegsfreiwilligen Burk, der starke biographische Parallelen zu Hans Ehrke (vgl. Killy 2010) aufweist – eine beliebte Strategie von Frontroman-Autoren, um dem Werk einen größeren Anschein von Authentizität durch ›eigenes Erleben‹ zu verleihen, die zugleich ganz offensichtlich der Selbststilisierung der Autoren dient. Auch der Leser erlebt den Krieg an der ›mazedonischen Front‹ somit unmittelbar aus dieser Perspektive. Eine Abwertung des Kriegsgegners sowie der einheimischen Bevölkerung lässt sich konsequenter vornehmen; durch die Wahl der dritten Person bleibt dennoch der Anschein von Objektivität erhalten.

Hans Ehrke hatte bereits zu Zeiten der Weimarer Republik kriegsbejahende Werke veröffentlicht. Seine Weltanschauung ebnete dem Mitglied des stark nationalsozialistisch geprägten Eutiner Dichterkreises nach 1933 den Weg. Er erhielt mehrere Literaturpreise und wurde 1938 ehrenamtlicher Landesleiter der Reichsschrifttumskammer im Gau Schleswig-Holstein.⁷ Der Sohn eines Berufsoffiziers, der im Ersten Weltkrieg als Freiwilliger gedient hatte, kämpfte auch im Zweiten Weltkrieg zunächst an der Front, wurde dann aber in einer Propaganda-Abteilung der Wehrmacht und schließlich als Schriftleiter einer Marine-Zeitschrift eingesetzt. Mit dem Stift statt der Waffe in der Hand bemühte er sich nun, den Durchhaltewillen der Soldaten zu stärken und den ›Endsieg‹ herbeizuschreiben. Als dieser aber nicht eintrat und das Dritte Reich zu Ende ging, behauptete er wie viele seiner im Nationalsozialismus erfolgreichen Kollegen – auch Joseph Magnus Wehner (vgl. etwa Hohmann 1988) –, sich niemals politisch engagiert zu haben. Auch nach dem Krieg war er schriftstellerisch tätig und konnte als Mundartdichter in Norddeutschland durchaus wieder Erfolge verzeichnen. So erhielt er in der Bundesrepublik noch zwei Literaturpreise für sein plattdeutsches Werk.

Der Roman *Makedonka* weist viele der Merkmale auf, die Michael Gollbach bereits den kriegsbejahenden Romanen der späten Weimarer Republik zugeschrieben hat: Glorifizierung der Frontkameradschaft in Kontrast zu der Gesellschaft in der Heimat, der Krieg als Bewährungsprobe, aus der die Soldaten gestärkt hervorgehen, bereit, sich dem Kampf gegen die als verräterisch empfundene Revolution in

⁷ Vgl. zu Leben und Werk Stokes 2001: 292–295.

Deutschland zu widmen, die Beschwörung von »Pflicht, Treue, Opfer und Heroismus der Soldaten« (Gollbach 1978: 263), wobei die im Krieg Gefallenen, um die ein regelrechter Kult ausgeübt wird, eine herausgehobene Rolle spielen:⁸ Anders als bei Wehner setzt sich Ehrkes ›Totenheer‹ nicht aus Kriegern längst vergangener Jahrhunderte zusammen, sondern aus den im Weltkrieg gefallenen Kameraden.

Im Roman wird die Hauptfigur, der Kriegsfreiwillige Malte Burk, mit seiner Gebirgsartillerie-Einheit zunächst aus Lothringen nach Rumänien und kurz darauf nach Mazedonien verlegt. Ihr endgültiges Ziel erfahren sie erst im Zug nach Süden. »Da unten bei den Türken?«, ist die Reaktion eines der Soldaten, »weiter ging's wohl nimmer.« (Ehrke 1938: 109) Es ist die Peripherie Europas, an die sie gelangen, ja, nicht einmal mehr Europa selbst. Die ersten Eindrücke bei der Ankunft im mazedonischen Veles werden – mit rassistischem Grundton – als verwirrend und fremd geschildert, wobei gleichzeitig die kulturelle Überlegenheit der deutschen Soldaten betont wird:

»Sinnverwirrend wogte es in der schmutzigen, von übeln Gerüchen schwangeren Enge, die nicht einmal einen Parkplatz bot: viel buntes Volk, beturbante Händler, breite rote Binde um den Leib, schwarzärtige Popen, Juden in schmierigem Kaf-tan, würdevolle Türken im Fes und unzählige zerlumpte Zigeuner. Hochbepackte Eselchen, durch das Gewühl trippelnd, zu allen Lasten noch lange Kerle auf dem Sattel schleppend, verschleierte Türkinnen, wie scheue Vögel huschend, schwarze Zigeunerinnen in weiten Pluderhosen, verwegene Schuhputzerbürschchen, elende Krüppel, mit ihren Gebrechen um einen Backschisch bettelnd: ein bunter, grel-ler Jahrmarkt. Wie ein Traum war das alles, und die staunenden deutschen Sol-daten wähnten sich in das tiefste Morgenland verschlagen, wie sie es aus den Bü-chern ihrer Jugend kannten. Doch sahen sie bald, wie unter der grellen Buntheit Schmutz und Verfall von Jahrhunderten sich bargen. ›Kotzdonner, ist das eine Lu-derei! Türkenvirtschaft!‹ schimpfte Hacht.« (Ehrke 1938: 111)

Von Wehnerns Veles-Beschreibungen als »schön gefächerte Stadt, deren Rosen in den hitzigen Himmel rauchten« (Wehner 1936: 253) und ihren »rosenduftenden Mädchen« ist bei Ehrke nichts zu spüren. Orientalistische Exotik wird zwar sicht-bar, doch Schmutz und Gestank dominieren, so dass sie wenig geeignet scheint, einen wie auch immer gearteten Zauber auszuüben. Auch außerhalb der Stadt ist das Land fremd; fremd – und bedrohlich. »Nackte Felsbuckel« inmitten von »kahlen Felsschroffen« und das »Geröll steiniger Hänge« prägen die »tote[] Endlosigkeit« (Ehrke 1938: 115):

»Kahl und endlos streckte sich das steinige Land [...] Selten ein dreckiges Dorf am kümmerlichen Weg, aus Felsplatten und Steinrümmern geschichtete Häuser,

⁸ Vgl. zu dieser Art von Literatur auch Prümm 1974.

mit Lehm und Mist verschmiert, ein paar dürre Akazien daneben, armseliges Volk in bunten Gewändern vor den Türen. Dann wieder Fels, niederes Dorngestrüpp, selten ein Baum, meilenweit. Es ward den Soldaten gewiss, dass sie nie einen Erdenfleck gesehen, der armseliger gewesen wäre.« (Ehrke 1938: 116-117)

An der Front angekommen, in trostloser, unwirtlicher Einöde, meinen sie gar, »ans Ende der Welt geraten zu sein« (Ehrke 1938: 119). Hinzu kommt das harte Klima: eisige Winter, im Sommer brennt unablässig die Sonne auf das Gestein. Malaria und Darmkrankheiten fordern ihre Opfer. Nein, Mazedonien ist kein Land, in dem sich die Soldaten wohlfühlen würden, es ist von »unüberbrückbarer Fremdheit« (Ehrke 1938: 116).

Mit ihren bulgarischen Bündnispartnern können sich die Deutschen nicht recht anfreunden. Die Verständigung ist schwierig, die mangelhaft ausgerüsteten einheimischen Soldaten werden als einfältig, etwas zurückgeblieben – »Manchen schien selbst ein Schraubengewinde fremd« (Ehrke 1938: 217) – und unzuverlässig beschrieben. Bisweilen wird ihnen gar das Menschliche aberkannt: »Fremd und abweisend sahen sie ihn an, mit dem stumpfen, ruhigen Blick von Tieren.« (Ehrke 1938: 217) Doch es gibt auch andere. Burk lernt einen bulgarischen Offizier namens Bogdan kennen, der bezeichnenderweise in Deutschland studiert hat und sich den Deutschen in seinem Pflicht- und Nationalgefühl als nahezu ebenbürtig erweist. Bogdan selbst macht jedoch überdeutlich, dass von Ebenbürtigkeit keine Rede sein kann:

»O, ihr Deutschen seid klar, kühn, gestrafft, unerschöpflich großen Herzens! rief Bogdan begeistert aus, ›ihr seid alles das, was wir erst werden und lernen müssen oder wieder werden und wieder lernen müssen! [...] Wir – ach, arme Bauern und Hirten! Was sind wir ohne euch! Ihr werdet den Sieg erkämpfen, und aus euren Händen werden wir ihn nehmen, Beschenkte.« (Ehrke 1938: 191)

Immerhin versteht es Bogdan, die Deutschen mit Volksliedern und Heldensagen in seinen Bann zu schlagen, traurige und grausame Geschichten, die so recht zu dem öden Land zu passen scheinen.

Was zu Hause, in Deutschland, galt, gilt hier in der Fremde, an der Front, nicht mehr. Rilkes Gedichte, für die sich ein deutscher Offizier begeistert, werden »hier, wohin wir gestellt sind«, als »gefährlich« verworfen, da man sich durch sie »in den schönen Gefühlen verfangen [könnte] wie in einem Traum [...], so dass man nicht zurückfindet.« (Ehrke 1938: 199) Eine schwärmerisch-idyllisierende Antikenrezension, wie sie aus Wehnerts Veles-Episode mit der »schönen Eleni« spricht, wäre aus dieser Perspektive zweifelsohne ebenso »gefährlich«. Angemessener erscheinenden Malte Burk die deutschen Volkslieder, die von den einfachen Soldaten gesungen werden. Doch die eigentlich passende Begleitung zum Kampf an der mazedonischen Front liefert ein einheimischer Reigentanz, die »Makedonka«, die dem

Roman den Titel gegeben hat. Deutsche Soldaten lernen sie bei Besuchen mazedonischer Dörfer kennen, einer mit Mundharmonika präsentiert sie später in den in den Felsen getriebenen Unterständen an der Front:

»Der wilde Takt nimmt ihn mit, schneller und immer eifriger stampft und wechselt er die Füße. Anfeuernd klatschen die Kameraden mit, rumta, rumta, rumta. Rustler stampft, dass ihm die Puste ausgeht und er nur noch abgerissene Töne aus seinem Instrument herausbringt. Aber ›rumta, rumta, rumta‹ singen die anderen. Bis ihm der Schweiß ausbricht und er erschöpft innehält. [...] ›Ach, Quatsch!‹ sagt er plötzlich wegwerfend, ›alles Bum-bum und Tam-tam. Toben sich ab und kommen wenig vom Fleck und schwitzen, genau wie wir. Denn das, was wir hier machen, ist auch eine Art Makedonka.‹« (Ehrke 1938: 174-175)

Doch trotz des bleibenden Gefühls der Fremdheit gegenüber Mazedonien und seinen Bewohnern spüren die Frontsoldaten, dass sie sich innerlich immer weiter von den Zuhausegebliebenen entfernen. Und so sehnt sich Burk, als er nach dem Tod seines Vaters endlich Heimaturlaub bekommt, schnell wieder an die Front zurück. Erst, als er »die wilden Schwünge der Frontberge« (Ehrke 1938: 141) wieder vor sich sieht, fühlt er sich besser. Dasselbe widerfährt ihm während seines Weihnachtsurlaubs. Als er selbst über dieses Phänomen nachsinnt, kommt er zunächst zu keinem rechten Ergebnis, schließlich lässt sich für ihn Mazedonien beileibe nicht mit dem vertrauten Deutschland vergleichen, wo »das Herz daheim« (Ehrke 1938: 185) ist. Er fragt sich, ob es die »Pflicht« gewesen sei, die ihn so unruhig die Rückkehr nach Mazedonien erwarten ließ, und kommt zu dem Schluss:

»Vielleicht. Aber es musste noch ein anderes sein. Mit diesem Land da musste es zusammenhängen, auf eine geheimnisvolle, rätseldunkle Weise. Es rief – nicht liebend, nein, fordernd, mächtig heischend rief es. Man war ihm zugehörig, unerklärlich in seinem Bann, vielleicht durch die Mühsal vieler Tage, durch Not und Opfer und durch die Toten, die es umschloss.« (Ehrke 1938: 186)

Durch die Toten wird dem »ungeliebten Lande der Pflicht« (Ehrke 1938: 186) eine besondere Macht zuteil, sind sie es doch, die den geheimnisvollen Einfluss »dieses ungeliebten fremden Landes« (Ehrke 1938: 186) prägen. Die Gefallenen verwandeln Mazedonien in einen gewaltigen deutschen Friedhof, eine kriegerische Heterotopie.⁹ In der zentralen Rolle, die sie in *Makedonka* spielen, entspricht der Roman offizieller nationalsozialistischer Doktrin. Der Kult um die Gefallenen war im Dritten Reich omnipräsent, durch rituelle ›Totenehrungen‹ wurde die »permanent beschworene [Kriegs-]Vergangenheit kultisch vergegenwärtigt« (Prümm 1976: 139).

⁹ Die bereits in früheren Texten über Mazedonien als »Hexenkessel« evozierten *killing fields* (vgl. Kapitel 3) werden bei Ehrke somit dezidiert national aufgeladen.

Ein monumental er Totenkult, den »die vielen ›Krieger-Ehrenmäler‹ statisch [fort]setzten, die überall zu inaugurierten der besondere Ehrgeiz der nationalsozialistischen Machthaber war« (Prümm 1976: 139) – so wie die eingangs erwähnte, 1936 errichtete ›Totenburg‹ in Bitola.

In *Makedonka* werden die Toten zum ersten Mal in einem Traum Burks lebendig, in dem der oben erwähnte Nationaltanz von einer Metapher für den festgefahrenen Stellungskrieg zu einem Totentanz der Deutschen wird:

»Er hörte die Rhythmen der Makedonka. Das dumpfe Bumba-Bumba der Pauke übertönte das Dudeln der Flöten und Klarinetten. Und nun ward er auch des Paukenden ansichtig. Auf zerrissenen Opanken sprang der Kerl federnd im Takt seiner wilden Schläge. Es war der zerlumpte Zigeuner von Unterwodno. Die übrigen Spielleute blieben verborgen. Und nun tauchten die Tänzer auf, in langer Kette im Takte stampfend, nur Männer in grauen Uniformen. Nur der Führende trug den braunen Rock der Bulgaren. Und jäh erkannte Burk ihn. Es war Bogdan. Hinter ihm geisterten die Gesichter von Kameraden in der langen Reihe auf, verschwitzt und verstaubt: Gabsch, Reger, Bohrer, Riemer, Bertel und viele andere, flüchtige und nicht erkennbare. Bumba-bumba, dröhnte die Trommel. Seltsam durchgraut folgte Burk dem wilden Reigen mit den Augen. ›Aber sie sind doch alle tot, wollte er rufen. Doch da wandte Bogdan ihm sein lachendes Gesicht zu, weiß blitzten die Zähne.›Wir tanzen die Makedonka!‹ rief er, ›die blutige Makedonka!‹« (Ehrke 1938: 253–254)

Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet ein bulgarischer Offizier den Reigen anführt. Die Deutschen sind laut Ehrke nur aufgrund ihrer Bündnisverpflichtungen Bulgarien gegenüber in Mazedonien, werden dann aber gegen Kriegsende schmählich im Stich gelassen. Nur wenige bulgarische Soldaten wie der erwähnte Bogdan – meist Offiziere – bleiben letztlich ›ehrenhaft‹ auf der Seite der Deutschen, die meisten verlassen ihre Stellungen und geben den Kampf bereitwillig auf. Dass der Weltkrieg an der Balkanfront verloren wird, ist in der Darstellung von *Makedonka* nicht nur dem berühmten ›Dolchstoß‹ der sogenannten Heimatfront zu verdanken, sondern auch dem ›Verrat‹ durch den Waffenbruder Bulgarien. Hierbei wird allerdings eine aufschlussreiche Gleichsetzung vorgenommen: Diejenigen bulgarischen Soldaten, die ihre Stellungen »ohne Befehl verlassen« und »kampflos« preisgeben (Ehrke 1938: 287, 288), werden ähnlich negativ wie die deutschen Revolutionäre geschildert, mit denen die Soldaten es bei der Rückkehr nach Deutschland zu tun bekommen. Die Bulgaren hingegen, die den letztlich verkündeten Waffenstillstand Bulgariens mit den Alliierten als Schmach empfinden und »treue Hingabe« (Ehrke 1938: 301) dem bisherigen Bündnispartner gegenüber zeigen, werden nahezu auf eine Ebene mit den deutschen Frontsoldaten gestellt. Im Gegensatz zu diesen akzeptieren sie aber die »Schmach«, wenn auch mit Tränen in den Augen (vgl. Ehrke 1938: 301), während die Deutschen sie nicht hinnehmen.

Als sich die deutschen Soldaten schließlich unter großen Verlusten nach Ungarn durchgekämpft haben und den Zug nach Deutschland besteigen, erfahren sie von der Novemberrevolution. Sie sind empört und aufgebracht, und als sie in Deutschland von Revolutionsgarden aufgefordert werden, ihre Waffen abzugeben, verweigern sie unter Androhung von Gewalt den Befehl. Unter Waffen rollen sie weiter, ihrer Garnison in Norddeutschland zu, fest entschlossen, den Kampf auch gegen die Revolutionäre fortzuführen. Der Weg in die Freikorps ist vorgezeichnet. Und hier kommen wieder die Toten ins Spiel, denn Burk, der zu einem Wortführer der Soldaten geworden ist, spürt sie auf seiner Seite. Pathetisch schildert die Erzählerstimme die Geistererscheinung:

»Das trübe Dämmerlicht des rüttelnden Wagens bevölkerte sich mit schattenhaft geisternden Gestalten. Der einsam Wachende spürte bedrängt ihre Nähe, vernahm ihre Stimmen und ihr Lachen. Ihre Gesichter traten schwach aus den Schatten hervor, alle ihm zugewandt, wie fragend und lauschend, ein fremdes Licht wob um ihre Stirnen, wie er es nie an ihnen gewahrt hatte. Er erkannte sie alle, Freunde und Kameraden, in brennender Deutlichkeit bewahrte sein Gedächtnis Zug um Zug eines jeden, der mit ihm auf der Straße der Mühsal marschiert und nun irgendwo moderte, fremder Erde vermahlt oder spurlos verschollen. [...] Ein Rucken des Zuges riss Burk aus den wachen Träumen. Aufschreckend fand er sich allein unter den Schlafenden sitzen. Einen Augenblick überschauerte ihn ein Gefühl großer Verlassenheit. Doch dann kehrten die Stimmen zurück, die Gesichter tauchten aus dem Dunkel, wie sein Erinnern sie rief, er fühlte beglückende Nähe. Und jäh wusste er, dass er niemals, wohin immer das Leben ihn führte, entlassen sein würde aus der Kameradschaft derer, die in fremde Erde gebettet lagen. Immer würde er sie zur Seite fühlen, immer unter ihren Augen sein. Und niemals würde das Land, das sie genommen, das Land ihrer gemeinsamen Pflicht, ihn lassen.« (Ehrke 1938: 357-358)

Kurz darauf stellt er fest, dass sie fast am Ziel sind, und weckt seine schlafenden Kameraden. »Und als sie hinter ihm auftaumelten, rumorten und packten, sich um ihn drängten und hinausstarnten in das schon fahle Dunkel, da war es ihm, als ständen alle die fern Gebliebenen um ihn geschart, zum Aufbruch bereit, mit ihm hinauszudringen und ihn zu geleiten in den neuen Tag und allen ferneren zu.« (Ehrke 1938: 358) Das ›Totenheer‹ ist aufgestanden, um den Kampf um das ›neue Deutschland‹ mit zu führen. Diese Toten aber sorgen gleichzeitig auch dafür, dass die Verbindung zu Mazedonien, dem Land, »das sie genommen«, bestehen bleibt. Sie halten es gleichsam weiter besetzt – die ›Totenburg‹ in Bitola, die als Festung des ›Totenheers‹ interpretiert werden kann, dient als sichtbares Zeichen dafür – und schaffen somit Kontinuität auch über das Kriegsende hinaus:

»Es würden noch viele fallen und die Überlebenden diesem starren Gebirge noch fester und unentrinnbarer verpflichten. Immer würde es sie rufen, sie würden ihm niemals ganz entwandern können. Burk wusste nicht, zu welchen zu gehören ihm bestimmt sein würde. Im Letzten war es auch gleich. Eine unlösbare Gemeinschaft würde sie alle umschließen, die Bleibenden wie die vom Schicksal Gesparten.« (Ehrke 1938: 186-187)

Durch diese Gemeinschaft der Lebenden und der Toten und durch die im Roman beschworenen »Mühen vieler Tage« wird ein Anspruch auf das Land konstruiert, der durch die behauptete moralische, zivilisatorische und militärische Überlegenheit der deutschen Soldaten noch verstärkt wird. Ihr ›Heroismus‹ kann vor dem stereotypen balkanistischen Hintergrund umso heller erstrahlen. Mazedonien, zunächst als fremde Peripherie Europas gezeichnet, wird auf diese Weise im Verlauf des Romans mehr und mehr vereinnahmt und letztlich ein neuerlicher deutscher Einmarsch im Zweiten Weltkrieg ideologisch vorbereitet und gerechtfertigt.

Bekräftigt werden diese Aussagen des Romans *Makedonka* in einem kleinen Text, den Ehrke 1940, ein Jahr vor der Kriegserklärung Nazideutschlands gegenüber Serbien und damit dem erneuten Einmarsch in Mazedonien, in dem Band *Mazedonien. Leben und Gestalt einer Landschaft* unter der Überschrift »Mazedonien im Erlebnis des deutschen Soldaten« veröffentlichte. Zunächst wiederholt er die Zuschreibungen des Romans an das Land, das »unsagbar fremd« (Ehrke 1940: 116) erscheint, schreibt über den »Wogenwurf kahlklippigen Gebirgs« (Ehrke 1940: 116), inszeniert in teilweise wörtlicher Wiederholung von Sequenzen aus *Makedonka* eine zunehmende Entfernung von jeglicher Zivilisation: »Immer seltener ein dreckiges Dorf am kümmerlichen Weg, aus Felsplatten und Steinrümubern geschichtete Häuser, mit Lehm und Mist verschmiert, ein paardürre Akazien daneben, armeliges Bergvolk in bunten Gewändern vor den Türen.« (Ehrke 1940: 116) Auch hier betont er die Qualen, die das extreme Wetter – im Sommer unerträglich heiß, im Winter bitter kalt – den deutschen Soldaten verursacht, auch hier stellt er eine plötzlich ins Bewusstsein tretende Verbindung mit dem Land fest: »Verwundert spürte er [der deutsche Soldat] jäh, wie sehr er ihm schon verwurzelt und zugehörig war, unerklärlich in seinem Bann, durch die Mühsal vieler Tage, durch alle Not und Opfer wie durch die Toten, die der starre Fels umschloß. Vielleicht mochte ihm im tiefsten Herzen ein Ahnen aufgehen, daß er diesem Lande allezeit verpflichtet sein würde.« (Ehrke 1940: 122) Als es dann zum Zusammenbruch der Front kommt, wird in Ehrkes Schilderung deutlich, dass sich die Deutschen durch ihren Einsatz im Ersten Weltkrieg einen Anspruch auf Mazedonien erworben haben, der in enger Verbindung mit den dort Gefallenen steht:

»Wo der Bundesgenosse, sein Kriegsziel verlierend, verzagt und kampfesmüde wich, gab der Deutsche nur blutenden Herzens nach einem Widerstand bis zum äußersten die armseligen Gräber der Kameraden und die kahlen Felsberge, die

er in Mühsal und Not sich zur Heimat geschaffen und mit seinem Blut umworben, dem Feinde preis. Er kämpfte weiter um dies Land, in das ihn die Pflicht gestellt, als wäre es sein eigenes, warf sich bis zur völligen Erschöpfung in die Lücken und hielt, ohne doch das Verhängnis abwenden zu können, auf verlorenem Posten aus, bis ihn die Übermacht erdrückte. [...] Dem überlebenden Mazedonienkämpfer aber blieb jenes Geschehen, das größte und härteste seines Lebens vielleicht, unauslöschlich im Gedächtnis. Und unablässig beschwore das Erinnern, in der Flucht der Jahre verklärend und erhöhend, die Kameradschaft derer, die in fremde Erde gebettet blieben, und das Land der gemeinsamen Pflicht.« (Ehrke 1940: 122)

Ehrke berichtet, wie »eine kleine Schar mazedonischer Kämpfer von einst« (Ehrke 1940: 124) zwanzig Jahre nach der ersten »Südfahrt« (Ehrke 1940: 124) die Schauplätze der Mazedonienfront besucht, an deutschen Kriegsgräbern der Gefallenen gedenkt und auch zu den »unzugänglichsten vertrauten Stätten« (Ehrke 1940: 124), den Schützengräben des Ersten Weltkriegs emporklettert: »Und mancher steckte verstohlen einen unscheinbaren Felsbrocken zu sich, um daheim ein Stück der Erde zu haben, um die er einst gestritten.« (Ehrke 1940: 124)

Der Text schließt mit einer Beschreibung der zu Beginn dieses Teilkapitels erwähnten »Totenburg« von Bitola. Sie wird hier erneut zum Symbol deutscher Präsenz in Mazedonien und deutschen Anspruchs auf das Land, das die »tote Besatzung« der Burg als »Schläfer« quasi okkupiert hält:

»Und auch sie, die gewaltigste Ruhestätte, die Totenburg von Bitolj, liegt dort, wo die Front verlief. Aus Granitquadern wie für die Ewigkeit gebaut, leuchtet sie von einer Höhe nahe Bitolj weit über die Feuerzone hin, mit ihrem mächtigen Ring die tote Besatzung schirmend. Vom Glockenturm der Stadt zu ihren Füßen aber klingt alltäglich das Lied vom guten Kameraden zu ihr hinauf, das Lied, das in uns klang, da wir vor unseren Toten standen, das wir aber vor Ergriffenheit nicht über die Lippen brachten. Nun sang das Glockenspiel es aus, was uns bewegte, und grüßte die Schläfer und grüßte weit hinaus ins Land, das sie behielt, und das um ihretwillen, um der ewigen Kameraden willen, auch unseren Herzen ein Stück Heimat bedeutet.« (Ehrke 1940: 124)

Geschildert – und erneut gerechtfertigt – wird der von Ehrke ideologisch schon vorbereitete neuerliche deutsche Einmarsch in dem 1943 im Berliner Wilhelm Limpert Verlag erschienenen Roman *Infanterie geht vor* von Carl Hermann Reinhard [d. i. Kurt Winzker]. Laut Klappentext beruht der Roman auf Berichten über den Kampf einer deutschen Infanteriedivision 1941 in Mazedonien und die Taten eines Hauptmanns beim Durchbruch der griechischen Metaxas-Linie, für die er mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden sei. Erzählt wird mit interner Fokalisierung aus der Perspektive eines deutschen Soldaten als Ich-Erzähler. Die Handlung beginnt mit dem Vormarsch durch Bulgarien, wobei die bulgarische

Bevölkerung, von der die deutschen Truppen überall »mit Begeisterung empfangen« (Reinhard 1943: 7) werden, selbst die Begründung für den Einmarsch in Mazedonien liefert:

»Woher sprechen Sie so gut Deutsch?« frage ich ihn. »Vor Krieg vierzenn«, sagt er ganz stolz und setzt dann sehr höflich hinzu: ›gestatten Sie?‹ Er steht auf und geht zu einer altmodischen Truhe, die mit einem dicken, buntgestickten Läufer überdeckt ist. Als er wieder an den Tisch kommt, hält er ein Eisernes Kreuz in der Hand, und dann zeigt er uns mit Stolz in den Augen die Urkunde. Seine dicken Finger zeigen bedeutsam auf die Unterschrift. ›Marschall Mackensen‹, spricht er fast feierlich. ›Bruder‹, fährt er fort, ›Makkedoninn tot.‹ Er sieht uns ernst an. ›Ihr jetzt Makkedoninn...? Es ist ergreifend, wie die Augen des großen Mannes so unbeholfen an unseren Lippen hängen, wie er sich danach sehnt, eine Antwort aus unserem Mund zu hören. Seine Frau ist ganz ruhig und hantiert verlegen mit dem Geschirr. Hannes sagt leise zu mir: ›Sein Bruder ist auf unserer Seite gefallen? Dieser krieselige Weltkrieg...‹ Hannes Vater liegt vor Verdun...« (Reinhard 1943: 17-18)

Entsprechend prägen »stürmische oder stille Freundschaftskundgebungen der Bevölkerung« und »dankbares Nehmen herzlicher Gastgeschenke eines freundlichen Volkes« (Reinhard 1943: 22) den Weg der Soldaten durch Nordbulgarien, wo es »anmutige Dörfer« und »saubere kleine Städte« (Reinhard 1943: 22) gibt. Selbst eine Reminiszenz an Karl May – »Drei Reiter traben an diesem sonnigen Nachmittag aus dem Abenteuer in den Schluchten des Balkans heraus, in ein kleines friedliches Tal hinein, das sich sanft und schüchtern zwischen die rauhen Ketten des Hohen Balkans und die des Rhodopen-Gebirgesbettet« (Reinhard 1943: 31) – stört den idyllischen Eindruck nicht. Erst tief im Süden nimmt das Land einen völlig anderen Charakter an. Es ist ein – mit den laut Todorova eher balkanistischen Attributen Männlichkeit und Gewalt assoziierter – Orient, den der Ich-Erzähler beschreibt:

»Vielleicht wissen wir nun auch, wo auf dem Balkan der Orient anfängt: dort, wo wir zum ersten Male erwachsene Männer in der Mittagssonne an Häuserwänden, auf Bürgersteigen, auf den kühlen Steinstufen einer breiten Treppe, bunt gedrängt liegen, hocken und schlafen sahen. Ja, dort beginnt der heiße, farbenprächtige Orient! Geographisch genau kann man nicht bestimmen, wo das ist, früher schon sahen wir den ersten Turban – doch: ein Turban macht noch keinen Orient. Aber bald sahen wir der morgenländischen Kopfbedeckungen mehrere, die braunverbrannten Gesichter begegneten uns häufiger, und die kleinen Augen in ihnen waren schwärzer und funkeln wilder. In den kleinen Provinzstädten schlurften barfüßige Gestalten aus ›Tausendundeiner Nacht‹ über das heiße Pflaster, das rote Bauchtuch eng um den Leib geschlungen, den kurzen Dolch verstohlen drinsteckend, und das lockige Haar stand selbst den alternden Männern noch bis über die Ohren. Türken, Griechen, Armenier und Albanier färbten also das Bild Südbulgari-

ens. Mochten sie nur bunte Kleckse sein in diesem, der weitaus größten Mehrzahl seiner Bewohner und Bauten nach durchaus europäischen Landstrich, gleichviel, sie schleppten den Orient mit in das Land hinein.« (Reinhard 1943: 38)

Der »verstohlen« im Gürtel steckende Dolch verweist als Metapher auf die schon von Wehner explizit gemachte ›Heimütcke‹ der einheimischen Bevölkerung, die auch ein Protagonist in *Infanterie rückt vor* ausdrücklich thematisiert:

»Falls Sie an die serbische Front fahren sollten«, sagt der Auslandsdeutsche, gütig mich ansehend, ›so möchte ich Ihnen noch sagen, seien Sie vorsichtig. Ich meine nicht im offenen Kampf, sondern nachher. Es liegt mir selbstverständlich fern, Ihnen großartige militärische Ratschläge zu erteilen. Aber ich möchte Ihnen doch sagen, dass Sie dort drüben mit jeder Hinterlist und Gemeinheit rechnen müssen, und zwar zu jeder Zeit.« (Reinhard 1943: 45)

Doch als die Soldaten endlich an der mazedonischen Front eintreffen, spielt die einheimische Bevölkerung bezeichnenderweise keinerlei Rolle mehr. Es ist nun das Land selbst, das zum Feind geworden ist. Zum einen ist es, wie auch in den bisher besprochenen Kriegsromanen und Erinnerungswerken, die Unbill des menschenfeindlichen Wetters, die den Deutschen zusetzt: »Die Sonne sticht erbarmungs würdig, sie brennt und brütet, lässt die Eisenplatten auf dem Fahrzeug glühend heiß werden und trocknet uns die Kehlen aus.« (Reinhard 1943: 67) Hinzu kommen die Schwierigkeiten, die das als unwegsam und wild geschilderte Gelände mit sich bringt:

»Für den Feind unsichtbar schlügen sich die Männer eines ganzen Infanterieba taillons hinter seinen Stellungen und seiner Hauptkampflinie, in mühevollem, stundenlangem Marsch durch eine Wildnis von versumpften Tälern, hohen Dornenbüscheln und steinigem Geröll. Fünfzehn Kilometer Kampf mit den Wider wärtigkeiten des mazedonischen Berglandes, Kampf mit Durst, Regen, Hunger, Müdigkeit und der erdrückenden Last von Waffen und Munition, die wir stumm schleppten.« (Reinhard 1943: 142-143)

Felsen, Gestrüpp und Morast, der »mörderische Sumpf« (Reinhard 1943: 102), sie bringen die Soldaten an ihre Grenzen, doch sie werden bezwungen. Schließlich wird die Landschaft zur Metapher für den Kriegsgegner der deutschen Soldaten per se; sie scheint selbst aktiv in den Kampf einzugreifen,¹⁰ etwa wenn Berge das Feuer erwidern:

¹⁰ Die Vorstellung, dass die Landschaft selbst aktiv in den Kampf eingreift, wurde bereits im Ersten Weltkrieg zu einem Topos, der sich etwa in dem Diktum »Eine Schlacht ist eine Landschaft, die auf Sie schießt« des französischen Schriftstellers Pierre Robiquet niederschlug (zitiert nach Robichon 1994: 290). Auch in Gedichten des deutschen Expressionismus erscheint die belebte Landschaft als Feind, so in August Stramms berühmtem Gedicht »Patrouille«: »Die Steine

»Die schweren Granaten schlagen an der grauen, steilen Bergwand auf, ein zuckender Feuerschein schlägt an vielen Stellen empor, Gestein bröckelt, schwarze, tiefe Falten graben sich in das fahle Totengesicht des Berges. Aber einen Toten kann man nicht mehr verwunden, so scheint es mit diesem hässlichen Riesenkegel. Immer wieder antwortet er, peitscht heulende, kleinkalibrige Granaten zu uns herüber, lässt Hagel von Metall niederprasseln.« (Reinhard 1943: 77)

Doch das deutsche Heer erweist sich als stärker, auch wenn der Berg noch so viel »Feuer spuckt« (Reinhard 1943: 112):

»Wir sind auf dem Kamm, die Spitze des linken Flügels ebenfalls – die Zange ist fertig, härter als Eisen ist sie. Infanteristischer Wille, übermenschliche Kräfte, geschickte Führung haben sie geschmiedet, glühendheiß geschmiedet. Jetzt packt sie zu, nimmt den Kresti, diesen wilden Berg, in ihre Klauen, drückt sie ihm brennend und unbarmherzig in die Seiten. [...] Der fauchende Kresti stöhnt nur noch, ächzt, erstickt, stirbt. Der Berg, das erste Befestigungswerk der Metaxaslinie auf unserem Marsch nach Mikropolis, ist in unserer Hand.« (Reinhard 1943: 116-117)

Boten ›Mazedonien‹ und seine Bevölkerung bei Wehner trotz einer deutlichen Abgrenzung noch ein Identifikationspotenzial für die deutschen Protagonisten und letztlich auch die Leser und ging bei Ehrke zumindest noch eine gewisse Faszination von ihm aus, so ist es hier nur noch Gegner und wird als solcher brutal niedergezwungen, während seine Bevölkerung von vornherein disqualifiziert und damit irrelevant ist. Das Resultat ist aber insbesondere bei Ehrke und Reinhard letztlich gleich: ›Mazedonien‹ wird inszeniert, um vor seinem Hintergrund den ›Heroismus‹ der deutschen Soldaten umso heller erstrahlen zu lassen. Zugleich wird ein Anspruch auf dieses Land deutlich gemacht: bei Ehrke durch die Mühsal des Kampfes, das Versagen des bulgarischen Bündnispartners und die deutschen Opfer, bei Reinhard durch die Unterwerfung des Landes selbst und ebenfalls durch die Opfer, die diese Unterwerfung von den Deutschen fordert: »Wir aber wollen noch einmal hinaufschauen zur Höhe, ganz oben hin, dort, wo in der müden Abendsonne sieben Kreuze ihre langen mageren Schatten auf das kahle Haupt des Berges werfen. Und wir werden nie vergessen – sieben haben die Höhe gehalten, die sie dann für immer behielt.« (Reinhard 1943: 164)

feinden/Fenster grinst Verrat/Äste würgen/Berge Sträucher blättern raschlig/Gellen/Tod« (zitiert nach Conrady 2000: 593).

5.2 »Nur arme Panjes«. »Antikriegsgeschichten« von der ›mazedonischen Front‹

Auch Ehm Welk, heute vor allem noch als Schöpfer der imaginären Topographie des Ortes »Kummerow« bekannt, diente im Ersten Weltkrieg als Soldat an der ›mazedonischen Front‹, als »Hundeführer zur Sanitätskompanie der 101. Infanterie-Division« (Reich 1971: 304), allerdings nur von 1915 bis 1916, dann wurde er schwer erkrankt (»Der Krieg und das Land hinterließen starke Spuren.« Reich 1971: 304) in ein Lazarett in Bad Saarow verlegt und 1917 auf eigenen Wunsch aus der Armee entlassen. Teilweise noch in Mazedonien, teilweise nach der Rückkehr nach Deutschland entstanden einige Erzählungen, die Welk selbst als »Antikriegsgeschichten« bezeichnete: »Grand oder Das große Spiel«, »Der rote Feigenbaum«, »Der Vogel«, »Von den Menschen, die Disteln, Rosen und Erbsen redeten«, »Winckelried (Ein Erfinder, ein Gelehrter, ein Dichter)«, »Der verlorene Sohn« und »Der Tanz auf den Gräbern«. Veröffentlicht wurden sie erst sehr viel später; die meisten erschienen 1971 in dem von Konrad Reich im Rostocker Hinstorff Verlag herausgegebenen Band *Grand oder Das große Spiel, Der Wundervogel Buribin und anderes*. Eine der Erzählungen, »Grand oder Das große Spiel«, hatte Welk nach eigener Aussage von der Front aus an die Feuilletonredaktion der *Vossischen Zeitung* geschickt, sie war allerdings abgefangen worden und hatte Welk eine Rüge des Kommandeurs seiner Einheit eingebracht (vgl. Reich 1971: 306 und 333-334).

Drei dieser »Antikriegsgeschichten« spielen in Mazedonien. In »Grand oder Das große Spiel« dient das Land – genauer der Dojran-See an der griechischen Grenze, an dem sich das Lazarett befindet, in dem der Ich-Erzähler untergebracht ist – narratorisch lediglich als Auslöser einer Vision, welche die Sinnlosigkeit und Grausamkeit des als himmlisches Kartenspiel imaginierten Krieges aufzeigt. Zur Vision führt ein blutroter Sonnenuntergang über dem See, der allerdings nur kurisorisch beschrieben wird und mit seinen »Krickenten, die dem Schilf zuschwammen« (Welk 1971: 53) ebenso gut in Frankreich oder auch Deutschland liegen könnte. Näher analysiert werden an dieser Stelle also nur »Der rote Feigenbaum« und »Der Tanz auf den Gräbern«.

Protagonisten der zum Teil in Nullfokalisierung verfassten, zum Teil aber auch extern fokalisierten Rahmenhandlung der Erzählung »Der rote Feigenbaum« sind drei deutsche Soldaten, die angesichts der Zerstörung eines mazedonischen Dorfes durch französische Geschosse in ein Streitgespräch über den Krieg geraten. Als Binnenhandlung fungiert eine überwiegend in Jerusalem verortete Parabel, die einer der Soldaten aus diesem Anlass erzählt. Gleich zu Beginn der Rahmenhandlung wird ein idyllisches, märchenhaft-exotisches Bild Mazedoniens gezeichnet, in dem die Topographie der Landschaft mit ihren »tausend schummrigen, geheimnisvollen Schluchten« zum Sinnbild einer orientalischen Kasbah gerät:

»Auf dem Berge Hradag in Mazedonien saßen im März 1916 drei deutsche Soldaten. Sie hatten ihr Quartier verlassen, um in dem Dorfe Stajekowo Eier zu kaufen. Zwei Kilometer vor dem Dorfe saßen sie jetzt und rasteten. Es war ein wundervoller Frühlingstag, wundervoll besonders für die deutschen Augen, die den Frühling des Südens zum ersten Male schauten: das weite, grüne Wardatal mit dem breiten, silberglänzenden Strom; die mächtigen braunen Gebirgszüge mit den bläulichschimmernden Schneegipfeln; die grauen Dörfer mit den nadelspitzen, auf das nordische Gefühl so märchenhaft wirkenden Minarett; die gelben Hügel und Berge mit den Dornbüschern und Weingärten, die tausend schummrigen, geheimnisvollen Schluchten mit den springenden und rauschenden Bächen; der Teppich der Maulbeerbaum-Plantagen; und über allem der tiefblaue Himmel und die klare Luft – die Soldaten ließen ihre Seelen im Garten ihrer Kinderträume spazieren gehen, die smaragdnen Eidechsen haschen und die fremdartigen, bunten Blumen pflücken, die rings um sie her blühten und dufteten.« (Welk 1971: 54)

Selbst die Kampfhandlungen, die vor diesem Panorama stattfinden, werden in ihrer Schilderung zunächst geradezu zum integren Teil dieser Idylle: »Ein Flieger kam von Süden her. Als er die deutschen Linien passierte, begrüßten ihn die leichten Abwehrgeschütze und wandten eine Doppelgarlande weißer Rosen, die sie an den blauen Himmelsbogen hängten.« (Welk 1971: 54) Doch schon im nächsten Absatz schlägt die Idylle in ihr Gegenteil um, die Blumenmetapher wird zu einem Bild zerstörerischer Bedrohung: »Darüber ärgerten sich die Franzosen jenseits der griechischen Grenze. Brummend banden sie grauschwarze Riesenblumen zu Sträußen und Kränzen und warfen sie hinein in die frühlingsüberhauchten Täler, daß die Erde vor Schmerzen brüllte und sich aufbäumte.« (Welk 1971: 55)

Im weiteren Verlauf der Handlung spielt Blumenmetaphorik keine Rolle mehr. Angesichts der Realität des Krieges wird deutlich, wie brüchig die eingangs beschworene exotische Idylle ist. Spielten die Bewohner des als so märchenhaft beschriebenen Landes bisher keine Rolle, so treten sie nun in Erscheinung: als unschuldige Opfer des als Wahnsinn empfundenen Krieges.

»Da heulte es in der Luft, wie der Schmerzensschrei eines ruhelosen Zuges geplagter Geister, und gleich darauf dröhnte es dumpf vom Tale herauf, und eine große graue Wolke stieg mitten aus dem Dorfe Stajekowo auf. [...] Es schien, als liefen Menschen in den Straßen umher, verstört, entsetzt, verwundet, schutz- und auswegsuchend. Kleiner und kleiner wurde die Wolke inmitten des Dorfes, bis sie nur noch ein Streifen fahlen Nebels war, und größer und größer wurde die Lücke, die sich in dem Häuserhaufen zeigte. Da heulte es wieder in der Luft, dreimal heulte es kurz hintereinander, und drei neue Wolken stiegen auf, von jedem Dorfausgang eine. ›Die Hunde, die verflucht – zischte der Soldat mit der Zigarette, ›beschließen bei Gott ein Dorf, in dem keine Soldaten, nur arme Panjes sind! Deubel nochmal, das ist nun das Volk, das die Kultur in Erbpacht hat!‹ Kultur, Kultur – wir

schießen auch Dörfer kaputt, wenn es in unseren Kram paßt, dafür ist Krieg, was heißt, daß die Menschen verrückt sind!« erwiderte der mit der Brille.» (Welk 1971: 55)

In dem sich nun entwickelnden Streitgespräch findet die einheimische Bevölkerung, die »armen Panjes«, aber bereits kaum eine Erwähnung mehr. Nur an einer Stelle wird noch einmal – diesmal mit deutlich sexistischer Attitüde – auf sie Bezug genommen, als einer der Soldaten spottet: »Vernunft ist stets bei Wenigen nur gewesen, wohingegen das Liebesbedürfnis wohl allgemein ist; zwackt es doch sogar mich alten Junggesellen in dieser paradiesischen Gegend, in der es leider Gottes nur dreckige alte Weiber gibt. [...] Himmeldonnerwetter, jetzt ist man im sogenannten Orient und sieht sich einen Harem von draußen an! Nicht mal einen Puff gibt es dahier!« (Welk 1971: 60) Welk rekurreert hier wie Wehner auch auf orientalistische Stereotype, wobei den erotischen Haremsphantasien seines soldatischen Protagonisten die Realisierung versagt bleibt. Auch dass Mazedonien mit Schmutz assoziiert wird, fügt sich in den zeitgenössischen Diskurs. Bei Welk scheint das Land aber noch stärker als in den bisher besprochenen Texten lediglich als Kulisse für die Auseinandersetzung des Autors mit dem Krieg aus seiner ›deutschen Perspektive‹ zu dienen. Dies zeigt sich auch in der Erzählung »Der Tanz auf den Gräbern«, die – intern fokalisierend, aber in der dritten Person – vom Oberjäger Friedrich Menziger handelt, der von der ›mazedonischen Front‹ in den Heimurlaub fährt und sich dort mit der Ignoranz und Verlogenheit der Zuhausegebliebenen konfrontiert sieht. Auch hier steht zu Beginn der Erzählung die Schilderung eines Blickes über die Landschaft, der auch hier zu einer gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Krieg führt, wie in »Grand oder Das große Spiel« ausgelöst durch eine Vision:

»Der Oberjäger stieg die Anhöhe hinan, um dem Staub auszuweichen und die Straßenbiegung nicht mitzumachen. Oben blieb er stehen und schaute sich um. Dies war also das berühmte Land der Mazedonier, das er monatelang nur vom Schützengraben aus gesehen. Der Zauber der Geschichte überspann die nackte Gegend mit bunten Fädchen, langsam, dichter und dichter. [...] Der Oberjäger sah ins Land: Viel Hunderte Male heller als in der Heimat funkelten die Sterne, viel bleicher aber leuchtete der Mond. Ein hellblauer Dunst lag über den Bergen, und auf ihm malte der Staubzug sich in schimmernden Farben. Der Soldat kramte in seinem Gedächtnis und wirkte aus haftengebliebenen Brocken und der verträumten Stimmung der orientalischen Sommernacht bunte Bilder. Da schrak er auf: In dem Zuge auf der Straße, der nur Staub war, das wußte er doch, sah er Berittenen, flatternde Fahnen und schwere Wagen; Helme, Schilder und Speere blitzten, und kühne Gesichter starnten zu dem Fremdling auf. An der Spitze des Zuges ritt eine riesengroße Gestalt, hoch wie ein Berg. Als sie das Gesicht wandte, erkannte der Soldat die Gestalt: leibhaftig ritt dort der große Alexander, und seine Krieger

überfluteten die Täler und strömten dem Flusse zu. [...] Und aus den Schleiern der Jahrtausende schälte sich die Schöne Roxane, des Feldherrn Gemahlin. [...] Als der Soldat des Weibes gedachte, fühlte er einen heftigen Schlag in der Brust, und seine Augen weiteten sich. Er faßte an den Kopf und seufzte: ›Die Nerven!‹ Dann setzte er sich auf einen Stein und sprach halblaut vor sich hin: ›Bin ich denn schon verrückt, daß ich Gespenster sehe? Aber das ist so echt deutsche Bildungssimpelei!‹« (Welk 1971: 94–95)

Das Nachdenken über die Vision, über den Krieg und die Menschen in der Heimat bringt Menziger zu einer desillusionierenden Einsicht: Von Alexanders Zeit bis heute haben sich die Menschen nicht verändert, sie alle »wollten die Welt umformen und schufen nur ein Kapitel für Schullesebücher. ›Dreck!‹, sagte der Soldat, drehte sich um und ging weiter« (Welk 1971: 96). Die Realität des Krieges, zu allen Zeiten schon von Dreck und Blut gekennzeichnet – wenn auch von Vertretern der »Bildungssimpelei« gern anders dargestellt –, eignet sich aus Menzigers Perspektive in keiner Weise für die heroisierende, schönfärberische Vereinnahmung durch die Vertreter der heimischen Lesebuchkultur:

»Hunger, Durst, Müdigkeit, Frost, Hitze, Blut, Töten, Sterben, Läuse und Dreck – das war seine Welt, achtzehn Monate nun schon. Oder waren es gar Jahre? [...] In der grauen Vergangenheit lag eine Zukunft, die so schön geglänzt hatte und die untergegangen war in Müdigkeit, Blut, Läusen und Dreck. Alle Wasser des Wardar konnten den Schlamm nicht abwaschen, in dem er gelebt; und wenn er den Frack anzöge und Lackstiefel: sein Herz war matt, sein Atem roch nach Blut, die Läuse hatten sich ins Gehirn gefressen, und aus den stieren Augen glotzte die verdornte Seele. Zu lange, zu lange dauerte das Grauenhafte. Darum auch würde er gar nicht erst sich bemühen, der Kultur der Daheimgebliebenen sich anzupassen, er würde seine schmutzige Uniform weiter tragen und auf dem Fußboden schlafen. Und wenn sie ihm kamen mit ihren Phrasen und ihrer Sabbelei, wie sie in den Zeitungen sich austobten, dann wollte er ihnen schon Bescheid sagen. Was brauchte er ein Hehl zu machen, daß er es satt habe, alles satt, dreimal satt?! Bloß kein Gefühl haben, stumpf sein, Tier sein, Raubtier sein!« (Welk 1971: 97)

Zwischen den Zuhausegebliebenen und dem Frontsoldaten ist eine unüberwindliche Distanz entstanden, die aus ihren vollkommen unterschiedlichen Erlebniswelten resultiert. Der Krieg in dem fremden Land hat den Soldaten verändert und er ist weder willens noch in der Lage, aus dem Liminalitätszustand der Front herauszutreten. Auch später in der Erzählung wird der Gegensatz zwischen der ›mazedonischen Front‹ und der vordergründig friedlichen Heimat noch einmal durch eine vergleichende Schilderung betont, in der allerdings auch deutlich wird, dass sich Menziger letztlich doch nicht so weit von seinen ursprünglichen Gepflogenheiten entfernt hat – dass die Rosen »schlecht angebunden« sind, fällt ihm ganz

offensichtlich störend auf und steht zugleich als Symbol für das Hereinreichen des Krieges und der Unordnung, die er mit sich bringt, auch in diese vermeintliche Idylle: »Grüne Bäume, heile Kirchtürme und Rosen – wie lange hatte er das nicht gesehen! Wo in dem kahlen Lande irgendwo ein Baum gestanden hatte, war er umgeschlagen worden; die spitzen Minarette waren zerschossen; und Blumen erst – aber schlecht waren die Rosen angebunden, hatte der Vater so wenig Zeit?« (Welk 1971: 104) Alpträume plagen den Oberjäger. Denn auch bei Welk gibt es einen Zug von Toten, allerdings kein deutsches ›Totenheer‹, sondern eine Gruppe von gegnerischen Soldaten, die Menziger wissentlich getötet hat. Sie zeigen sich ihm zum ersten Mal im Nachgang zu seiner Vision an der ›mazedonischen Front‹, verfolgen ihn dann immer weiter und werden ihm zur grauenerregenden Bedrohung seiner Heimat und seiner Angehörigen: »Die elf Mann standen plötzlich am Wegrand und präsentierten grinsend, dann aber liefen sie vor dem Jäger her, immer schneller und schneller, in der Richtung nach Nordwest, über die Beraszina Planina, und vorneweg lief der junge französische Leutnant, schwenkte den Säbel und schrie: Schlagt sie tot. Schlagt die deutschen Schweine tot! Und der Neger fletschte die Zähne.« (Welk 1970: 99)

Insbesondere die Figur des »Negers« rekurriert dabei auf geläufige zeitgenössische Topoi von »schwarzer Bestialität«, vom sexualisierten Schwarzen« (Mennecke 2009: 232; vgl. auch Koller 2009), die bereits während des Ersten Weltkrieges, vor allem aber während der französischen Besetzung des Rheinlands in deutscher Propaganda vielfältig zur Diffamierung französischer Kolonialsoldaten inszeniert wurden, gerne auch mit der Darstellung von Vergewaltigungsszenen:

»Er hatte einen bösen Traum: der Neger spukte durch die Nacht [...]. Er tötete den Jäger durch einen Axthieb, und obgleich Menziger nun tot war, sah er doch, wie der Neger sich auf die Schwester stürzte und sie zu Boden warf. Schlagt alle deutschen Schweine tot! schrie der kleine Leutnant, der plötzlich auch da war, dazwischen. Schrill und durchdringend klang Hildes Angstschrei durch die Nacht: Fritz, Fritz, hilf!« (Welk 1970: 106)

Bei Welk klingen also (nicht nur) in der Schilderung Mazedoniens ähnliche Motive an wie bei Wehner und Ehrke. Sie dienen allerdings nicht der Heroisierung der deutschen Soldaten bei gleichzeitiger Abwertung der Einheimischen, sondern vielmehr der Kritik am Krieg an sich – wenn auch Welks Schilderung nicht frei von zeittypischen Stereotypen ist. Eine Pejorisierung der mazedonischen Bevölkerung findet nicht vordergründig statt, ist implizit aber doch präsent, insbesondere wenn Land und Einwohner auf eine exotische, orientalistische Kulisse für die Handlung der Erzählungen reduziert werden.¹¹ Dass negative Stereotypisierun-

¹¹ Zum Vergleich sei ein Roman des griechischen Autors Stratis Myrivilis zur Lektüre empfohlen, der erstmals 1923/24 erschien und dann mehrmals überarbeitet wurde, bis er mit der siebten

gen mit rassistischem Unterton nicht alleine auf nationalistische, kriegsbejahende Schilderungen der Zeit beschränkt waren, zeigen im Übrigen auch Karl Rosners zunächst als privates Tagebuch verfassten, *Heilig soll der Grundsatz »Krieg dem Krieg« sein* betitelten Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg. Sie wurden 2008 von Andreas Sauer herausgegeben, was dieser in seinem Vorwort mit dem zu Beginn des neuen Jahrtausends zunehmenden Forschungsinteresse am Ersten Weltkrieg begründet. Die Erinnerungen dokumentierten zudem »in unglaublich interessanter und offener Weise die Reflektionen des Autors über die Geschehnisse« (Sauer 2008: 8). Karl Rosner zeichne »prächtige Bilder der Landschaften, die er durchreiste, und der zahlreichen Nationalitäten unter der Bevölkerung, der er begegnete« (Sauer 2008: 24) und führe den Leser »mittendrin in das teilweise orientalisch anmutende Treiben auf öffentlichen Plätzen und Jahrmarkten«, beschreibe »Brachtum und Tracht der Einheimischen« (Sauer 2008: 24-25). So schildert Rosner, der sich in der Region »lebhaft an eine Erzählung Karl Mays, die in diesen Landen spielt« (Rosner 2008:46) erinnert fühlt u.a. das Quartier in einem Dorf in der Nähe Skopjes:

»In der Nähe des Hauses findet sich eine runde Binsenhütte; der Stil ist ähnlich den Negerwohnungen in Zentralafrika. Diese ›europäische‹ Bauart ist nicht um eine Idee höherentwickelt. Mehrere splitternackte, kleine Kinder kommen heraus-

Auflage 1955 seine endgültige Form fand. Diese Fassung wurde von Ulf-Dieter Klemm ins Deutsche übersetzt und erschien Ende 2017 unter dem Titel *Das Leben im Grabe* in der Edition Romiosini. Hier berichtet der von der Insel Lesbos stammende fiktive Feldwebel Antonis Kostoulas in Briefen an seine Geliebte von der mazedonischen Front. Auch für ihn ist das gebirgige Mazedonien der Inbegriff des Fernen, die Natur mit ihren sonndurchglühten Felsen und unwegsamen Urwäldern ist bedrohlich und furchteinflößend. Hinzu kommen allerdings inkompente und unmenschliche Offiziere, die Gräueltaten des Grabenkrieges, in dem tückische Massenvernichtungsmittel wie Giftgas zum Einsatz gebracht werden, Hunger, Angst und Sehnsucht. Von einer pejorierenden Inszenierung des Landes, um griechischen Heroismus umso leuchtender erstrahlen zu lassen, kann keine Rede sein. Zwar sind auch die Einwohner mazedonischer Dörfer bei Bitola Kostoulas fremd, sie sprechen eine ihm unverständliche slawische Sprache, aber auf einer zutiefst menschlichen Ebene begegnen sie ihm als Gleiche. Darauf, wie politisch sensibel die Beschreibungen Myrivilis' in Griechenland sind, hat der Übersetzer Uwe Klemm in seinem Nachwort verwiesen: »In dem andauernden Streit zwischen Griechenland und der ehemaligen jugoslawischen Republik Makedonien über den Namen dieser unabhängig gewordenen ehemaligen jugoslawischen Teilrepublik behauptet die griechische Seite, dass es weder eine slawisch-makedonische Bevölkerung noch eine makedonische Sprache gäbe. Beides seien Erfindungen des Tito-Regimes nach dem Zweiten Weltkrieg, um Ansprüche auf griechisches Gebiet erheben zu können.« (Klemm 2017: 461) Nun sprechen aber die einheimischen Bauern im Roman, so Klemm, eine slawische Sprache, die weder Serbisch noch Bulgarisch ist, und sie wollen weder Serben noch Bulgaren noch Griechen sein, ohne dass der Leser erfahre, was sie denn sein wollen: »Schaut man jedoch in der Ausgabe von 1924 nach, die 1991 im Hestia-Verlag als Nachdruck erschien, so wollen sie nur ›Makedon orthodox‹ sein. Diese Selbstdefinition, die es zu diesem Zeitpunkt (1917) gar nicht geben soll, erstaunt ebenso wie die Tatsache, dass sie in späteren Auflagen ausgelassen wurde.« (Klemm 2017: 461)

gelaufen, umringen die deutschen Soldaten und staunen, wie wenn sie aus dem Himmel gefallen wären.« (Rosner 2008: 58)

In die gleiche Richtung zielt Rosners Wortwahl, wenn er vom mazedonischen Regentanz berichtet (der sowohl bei Wehner als auch Ehrke eine Rolle spielt): »Der Rhythmus dieses Ringelreihe-Tanzes ist einfach und erinnert an Negerreigen.« (Rosner 2008: 68-69) Dass Sauer als Herausgeber diese Zuschreibungen nicht kritisch kommentiert und einordnet, sondern affirmierend als »prächtige Bilder [...] der zahlreichen Nationalitäten unter der Bevölkerung« bezeichnet, zeigt einmal mehr die Unverwüstlichkeit pejorisierender, aus einem kolonialistischen Mazedoniendiskurs zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrührender Zuschreibungen.

5.3 »In vergessener Mission«. Die Bundeswehr in Mazedonien

Nach den beiden Weltkriegen des 20. Jahrhunderts waren erst Anfang des neuen Jahrtausends wieder deutsche Soldaten in Mazedonien aktiv, nun als Teil der NATO-Operationen »Essential Harvest«, »Amber Fox« und »Allied Harmony« sowie der EU-Operation »Concordia« (2001-2003; vgl. Bundeswehr 2016, Bantle/Oswald/Denkler 2010 und Vogel 2003) infolge des »Ohrider Abkommens« zwischen der Regierung der Republik Mazedonien und albanischen Freischärlern, das den bewaffneten Konflikt im Jahr 2001 offiziell beendete. Diese Operationen dienten insbesondere der Überwachung der Lage vor Ort, der Vermittlung zwischen den verfeindeten Bevölkerungsgruppen in ehemals umkämpften Gebieten und dem Schutz der vor Ort eingesetzten Mitglieder internationaler Organisationen wie der OSZE.

Im Jahr 2009 erschienen auf dem deutschen Buchmarkt zwei autobiographische Werke ehemaliger Bundeswehrsoldaten, in denen in interner Fokalisierung aus der Ich-Perspektive vom Einsatz in Mazedonien erzählt wird: *Ab morgen Mönch. Ein Afghanistansoldat geht ins Kloster* von Frank Beha alias Bruder Longinus Beha, in dem der Mazedonienaufenthalt – wie der Titel schon andeutet – eine nur peripherie Rolle spielt, und *In vergessener Mission. Als Soldat in Mazedonien* von Marco Langnickel. In ihrer Perspektive auf das Land unterscheiden sich die beiden Werke grundlegend voneinander, wobei Langnickel sich aufgrund seiner Motive und durch den Impetus seiner Schilderungen in der Tradition der besprochenen nationalistischen Weltkriegsromane aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verorten lässt. Beha betont die Gemeinsamkeiten zwischen dem Einsatzort auf dem Balkan und seiner Heimat, den europäischen Charakter Mazedoniens, das er schon in der Beschreibung der Landschaft – die er »wunderschön« (Beha 2009: 96) findet – als kaum exotisch darstellt: »Mazedonien, so wie ich es erlebte, präsentierte sich in landschaftlicher Hinsicht ähnlich wie meine Heimat. Ich war angetan von den

vielen grünen Wiesen und Wäldern.« (Beha 2009: 85) Unterschiede, die er wahrnimmt, führt er vor allem auf den kriegerischen Konflikt zurück, der das Land in Mitleidenschaft gezogen hat:

»Für jemand wie mich, der bis dahin ausschließlich Wohlstand und Frieden gewohnt war, präsentierte sich das Einsatzgebiet als eine völlig andere, keineswegs heile Welt. Viele Gebäude waren zerstört oder schwer beschädigt, in zahlreichen anderen klafften Einschusslöcher. Auch die allgegenwärtige Gefahr von Minen sorgte dafür, dass ich mich im Land ganz anders, nämlich viel vorsichtiger bewegen musste als etwa zu Hause in einer deutschen Fußgängerzone.« (Beha 2009: 83)

Dabei bleibt er stets auf Relativierung bedacht, etwa wenn er die Konfrontation der Soldaten mit um Süßigkeiten bettelnden Kindern mit der Situation amerikanischer ›GIs‹ nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland vergleicht: »Die müssen sich ähnlich gefühlt haben wie wir uns in Mazedonien.« (Beha 2009: 88) Allerdings ist sein Blick auch durch die Erlebnisse am späteren Einsatzort Afghanistan geprägt: »Ich fühlte mich in dieser Ecke durchaus noch daheim und nicht ganz so fremd wie dann später in Afghanistan. Die Mentalität der Bevölkerung ist eben europäisch und nicht orientalisch wie bei meinem zweiten Einsatz.« (Beha 2009: 86)

Anders ist der Blick auf Mazedonien und seine Bevölkerung, den Langnickel vermittelt. Er wirkt herablassend und ist stark von balkanistischen Zuweisungen geprägt. Schmutz, Gewalttätigkeit, impulsives und irrationales Verhalten, Verlogenheit und Unordnung werden herausgestellt, während insbesondere die deutschen Soldaten immer wieder als positiver Gegenentwurf dienen. Zugleich wird aber auch die Freundlichkeit der Einheimischen betont, wobei selbst diese Freundlichkeit bedrohlichen Charakter annehmen kann:

»Vor Ort stellt sich eine Situation dar, die in der Ausbildung sofort eine Postenkette mit anschließendem Schusswaffengebrauch gefordert hätte: Das Auto ist sofort von Menschen umringt. Irgendwie will jeder loswerden, dass er schon mal in Deutschland gearbeitet hat oder dort jemanden kennt. Alle sind ausgesprochen freundlich, und wir werden von einem Herrn in Wiener Dialekt zugetextet. ›Ruhig bleiben‹ ist irgendwie nichts für den Balkanmenschen, erklärt er lächelnd.« (Langnickel 2009: 42)

Eine Atmosphäre des Unbehagens und der Bedrohung stellt sich – zumindest »für deutsche Augen« – auch gleich zu Beginn in der Schilderung des zukünftigen Einsatzortes Lipkovo ein, eines Dorfes in der Nähe der Stadt Kumanovo im Norden der Republik Mazedonien, in dem der Berichterstatter als Teil eines kleinen deutsch-polnischen ›Field Liaison Teams‹ einquartiert wird:

»Das Dorf Lipkovo wirkt für deutsche Augen schmutzig und verstaubt. Viele Gebäude sehen wie Rohbauten aus, aber Kriegsspuren sind auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Scheinbar sind die meisten Bauernhöfe nicht umzäunt, sondern von hohen Mauern eingefriedet. Dadurch bewegt man sich auf Nebenstraßen zwischen den Höfen teilweise wie in einem Labyrinth, weil man nur nach vorn oder hinten weiter als drei Meter sehen kann. [...] Während uns ein Oberfeldwebel in die Lage einweist, geht ein Anruf ein: Minenunfall! Es hat unseren Fuchs erwischt!« (Langnickel 2009: 40-41)

Ähnlich wie in den Romanen von der ›mazedonischen Front‹ des 20. Jahrhunderts ist die Natur des Landes widrig und bedrohlich: »Die Schneewehen lassen keine Passage zu, ebenso wenig wie die beiden Wölfe (›Hunde‹ wäre verniedlichend), die aufgeregten unser Wagen umspringen.« (Langnickel 2009: 129) Die örtliche Gesellschaft ist männlich geprägt und der Gewalt – insbesondere durch den Gebrauch von Schusswaffen – zugeneigt:

»Abends laufen wir durch Lipkovo zu einem wiedereröffneten kleinen Imbiss, wo wir uns mit Cevapcici eindecken. Einer der Gäste erweist sich als hilfsbereit. Wenn wir mal Probleme mit den Mazedoniern hätten, sollten wir uns an ihn wenden. Wichtig sei nur, dann nicht im Wege zu stehen. [...] So stellt man uns zum Beispiel einen politischen Häftling vor: ›Diese Kommunisten-Schweine! 20 Jahre haben sie ihn eingesperrt, davon 12 Jahre Einzelhaft!‹ ›Weswegen denn?‹ ›Na er hat seine Frau erschossen ...‹« (Langnickel 2009: 61-62)

Schusswaffen werden aber auch regelmäßig zum Vergnügen eingesetzt, etwa bei Hochzeiten und anderen Feierlichkeiten. Diese Vorliebe pflegen auch Vertreter der mazedonischen Sicherheitskräfte, nicht nur die ›albanischen‹ Dorfbewohner:

»Wir unterhalten uns mit dem Polizisten Robert, der offensichtlich ein ähnliches Problem hat wie unsere albanischen Mitmenschen – den Drang zum Herumballern nämlich. Er fragt uns ganz beiläufig, ob wir ihm nicht Pistolenmunition besorgen könnten. Er hätte wegen mehrerer Feiern in der letzten Zeit nur noch 13 von 75 Patronen seiner Dienstmunition.« (Langnickel 2009: 131-132)

Wie Kinder müssen die Einheimischen von den Deutschen immer wieder darüber belehrt werden, dass ihr Verhalten unsinnig und unangemessen ist. Dabei entsteht ein Gefälle zwischen den Vertretern der ausländischen Militärmacht und den Einheimischen, das durchaus von kolonialistischer Attitude geprägt ist. Die NATO-Soldaten – besonders die deutschen – müssen den ›örtlichen Vollidioten‹ (Langnickel 2009: 122) erst beibringen, wie man sich ›zu benehmen‹ hat. Dies gilt für den Gebrauch von Schusswaffen:

»Auf dem Marktplatz von Matejce kommt es zu einem Zwischenfall bei der Holzverteilung. Weil ein Albaner nicht auf der Liste für Baumaterialien steht, zieht

er erst mal vorsorglich seine AK-47 und fuchtelt damit vor dem Mitarbeiter einer Hilfsorganisation herum. Was für ein Schwachsinn! Artur stellt daraufhin Personalien des Helden fest. Wir erzählen wieder mal vielen Leuten, dass Waffeneinsatz im Moment wenig hilfreich ist.« (Langnickel 2009: 88)

Es gilt aber u.a. auch für den Straßenverkehr, insbesondere bei winterlichen Witterungsverhältnissen, wenn letztlich die Deutschen den Verkehr organisieren: »Mit unserem Wolf ziehen wir auf dem Weg zahlreiche Autos aus dem Graben. Dank des Verkehrschaos kommen wir nur langsam voran. [...] Die Albaner fahren ohne Winterreifen, ohne Schneeketten und, vor allem, ohne Verstand.« (Langnickel 2009: 121-122) Kaum eine Situation ist vorstellbar, in der nicht die deutschen Soldaten besser Bescheid wissen oder schlachtweg tüchtiger sind. Sehr weit ist Langnickel damit nicht entfernt von Ehrkes Protagonisten, der konstatiert, dass manchen Einheimischen »selbst ein Schraubengewinde fremd« (Ehrke 1938: 217) zu sein scheint: »Ich breche mit Axel und Enis zum Staudamm auf, wo ein Elektriker irgendwas an den Generatoren umstellen will, um den Strom für Lipkovo wieder herzustellen. Praktisch macht allerdings Axel die Arbeit.« (Langnickel 2009: 134)

Trotz des zumeist gütigen – wenn auch paternalistischen – Tons, den Langnickel anschlägt, fällt doch auf, wie stark *In vergessener Mission* in der Tradition der Berichte von der ›mazedonischen Front‹ im Ersten Weltkrieg steht. Die pejorierende Darstellung der einheimischen Bevölkerung (und teilweise auch der Bündnispartner) bei gleichzeitiger Glorifizierung der deutschen Soldaten und die abundante Verwendung balkanistischer Stereotype bilden einen Strang der Kontinuität von 1916 bis 2009. Zwar ist Deutschland im 21. Jahrhundert militärisch in internationale Bündnisse eingebunden und hat kein offensichtlich koloniales Interesse an Mazedonien mehr, aber die kolonialistische Attitüde ist zumindest bei Langnickel noch vorhanden. Das entsprechende Narrativ hat sich als ausgesprochen langlebig erwiesen. »Und es mag am deutschen Wesen/Einmal noch die Welt genesen«, so reimte einst Emanuel Geibel. Hier heißt es nun: »Wir Deutschen sind scheinbar wirklich etwas Besonderes. Vernünftige Menschen wissen durchaus, was sie an uns haben.« (Langnickel 2009: 140)

